

Ein amerikanischer Korrespondent in französischer Kriegsgefangenschaft.

(Schluß)

Und Welch ein Waisch es war! Stunden vergingen, ehe wir, erschöpft und durchnäßt an unserem Bestimmungsorte anlangen...

Das saum war das Geschehen, als ein abscheulicher Heiner Kapitän hereintrat und sich mensüßig machte: „Nein, das geht auf keinen Fall, sie ungefesselt gehen zu lassen.“

Es war dunkel und trüb, als wir aufbrachen, und wir hatten kaum das offene Terrain erreicht, als es auch schon wieder in Strömen zu regnen anfing.

Auf dem ganzen Wege fanden wir Beweise des Deutschen-Haßes und auch Beweise dafür, was man von zwei mit Deutschen zusammengefaßelten Zivilisten hielt.

Wir machten einmal Halt, und unsere Wache frag, ob sie etwas Wasser für uns zu trinken hätten.

„Ja, für Sie, soviel Sie haben wollen, aber keines für die Gefangenen,“ antwortete eine Bäuerin.

„Ich will das Wasser nicht für mich, es ist für die Leute,“ entgegnete die Wache.

„Aber sie haben mir keinen Tropfen,“ antwortete die Frau. „Sie können vor Durst umkommen, ehe sie von mir einen Tropfen Wasser kriegen.“

Mich und Kader mah sie mit feindseligen Blicken. Ich konnte sehen, wie gehörten in ihren Augen einer schlimmeren Kategorie von Menschen an als unsere Deutschen Kameraden.

„Ich befehle Ihnen, diesen Gefangenen Wasser zu bringen!“ Die Frau blickte ihn zuerst hoer an und holte dann einen Eimer Wasser herbei.

„Ich bin ein Amerikaner, Sie hören mich mürrisch an, und als sie die Fesseln sah, war sie wohl überzeugt, daß unsere Beziehungen zu den deutschen Soldaten zu intim und daß wir wohl

ein und dieselbe Sorte seien. Achtzehn lange Kilometer hatten wir an jenem Tage zurückgelegt, ehe wir in der Ferne Villers-Cotterets erbllickten, das permanente Hauptquartier der 5. Armeedivision.

„Spion! Spion!“ riefen sie uns zu. „Schlagt die dreifigen Hunde tot!“ „Ihr kriegt noch, was Ihr verdient habt, Ihr —“

Rehere der Männer irischen mit dem Finger über ihre Achseln, indem sie einen langen trüchenden Ton ausstießen. Ein anderer hielt ein lauges, gefährlich aussehendes Messer auf den Bauch gerichtet und lachte mit teuflischer Freude.

Endlich, als wir schon gar nicht mehr zu hoffen wagten, daß der Waisch jemals ein Ende nehmen könnte, trafen wir in unserem Bestimmungsorte ein. Hungrig, durstig, durch den Mangel an Schlaf und den 18 Kilometer langen Waisch erschöpft, bis auf die Knochen durchgefroren, waren wir beinahe am Ende unserer Kräfte angelangt.

Während wir am Eingang eines großen Hofes warteten, waren wir inhaude, etwas zu essen zu bekommen.

Dann wurden wir plötzlich nach dem Hauptquartier abgeführt, die nämliche Straße hinunter, die wir schon passiert hatten, nach den Stallungen eines prächtigen Hauses, das als Hauptquartier diente. Man schob Kader in einen Stall hinein, mich in ein enges Werkzeughaus.

Ein kranker Marokkaner, der kaum mehr ein Lebenszeichen von sich gab und schwer atmete, lag neben mir, und mitten in der Nacht legte sich ein geistesgestörter Franzose zu unseren Füßen hin.

Am nächsten Morgen sagte Kader: „Ich werde hier noch irrsinnig, laßt uns an den amerikanischen Gefangenen Herold telegraphieren.“

„Nicht die geringste Chance; wir haben uns in diese Geschichte hineinbegeben und wir müssen uns auch wieder hinausfinden. Ich will leben, was ich tun laßt.“

Ich ersuchte die Wache, mich dem Kapitän vorzuführen, was er zu meiner größten Ueberraschung auch tat. Ich teilte dem Kapitän mit, daß ich nur ein harmloser amerikanischer Journalist sei, dessen größter Ehrgeiz augenblicklich darin liege, so rasch wie möglich nach Paris zurückzukehren; ich sei es müde, bald verhungert in Ställen zu wohnen und mit Handschellen gefesselt auf Stroß zu schlafen.

„Wo kommen Sie her? Was haben Sie hier getan? Wo hat man Sie erwischt? Ich halte bis zu diesem Moment von Ihrem Hiersein keine Kenntnis.“

Ich machte ihn kurz mit den Tatsachen bekannt. Der General und sein Stab, dessen Gefangene wir gewesen, hätten sich nach der Front zurückbegeben; die Gendarmen, die uns hierher gebracht, seien nach Villers-Cotterets zurückgekehrt und die Wache, die uns hier in Empfang nahm, sei morgens um 6 Uhr ausgerückt.

Ein englischer Offizier, der neben mir stand, verkündete die freudige Botschaft, daß er mich wäre ich in seine Hände gefangen, bis zur Beendigung des Krieges in einer Festung untergebracht hätte.

Schließlich erhielten wir jedoch unsere Käse, unsere Effekten, unsere Mädel und unsere Freiheit. Diesemal beging ich aber nicht den Fehler, zu schwören, daß ich nie wieder nach der Front gehen würde.

Glockenspiele.

Von Georg Buch.

Wie aus der kraftvollen niederländischen Volksart frühzeitig die Malerei erblühte, so auch die Tonkunst: die von End und ihre Nachfolger schufen aus tiefem Empfinden farbenprächtige Bilder, und zur selben Zeit stellten begeisterte Songmeister die Formen der Musik in den Dienst künstlerischer Ideen.

Kein Wunder, daß auf solchen Boden auch die Glockengießer höhere Leistungen erstrebten. Zwar stand die Legierung des Glockmetalls schon ziemlich fest, denn der niederländische Monch Theophilus hatte bereits im zwölften Jahrhundert bei der Anweisung zum Glockengießer angemerkt, dem Kupfer sei ein Fünftel Zinn beizumischen — ein Verhältnis, das bis zu unseren Tagen an-nähernd gültig geblieben ist.

Trotz der Fortschritte entstanden aber noch viele Glocken, die im Ton zu wünschen ließen. Das wurde anders seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts durch Aufstellung bestimmter Gesetze, nach denen verlangt wurde, daß eine Glocke beim Ruten den vollen Grundakkord mit Quinte, Terz, Sexte und oberer Oktave zu Gehör bringe.

anderen mit den Augen den letzten Rest von Widerwillen beiseitigen. Dann erhoben sie sich mühsam, sehten sich an Gaspare's Tisch, und ein allerseitiges Lachen der Betrunknen machte sie alle einander gleich.

„Wirt, noch mehr Wein!“ Jetzt waren sie Brüder geworden. Gaspare hatte Tränen in den Augen und sprach von seiner Mutter.

„Ich könnte dein Vater sein,“ sagte der Gelehrte zu ihm. Dies Wort störte er wenig die vier Freunde. Aber dann wurde es mit dem letzten Rest von Angst und mit dem Wein hinuntergeschluckt.

„Ich habe ihn nicht gekannt,“ sagte Gaspare. „Ich ja!“ und es schien, als ob er sich dessen rühmen wollte. „Es war ein schöner Mann.“

Dann kamen die Einzelheiten. Sie wiederholten dem Sohn des Senkers, was sie den Frauen erzählt hatten, aber ohne Boswilligkeit und ohne Entsetzen. Sie hatten sich so lieb. „Wein!“

Sie waren total betrunken. Der Gelehrte versuchte mit seinem von Tabak gefärbten Taschentuch eine Schlinge zu machen. „So machte es dein Vater.“

Es war eine sehr lustige Sache. Um Mitternacht warf sie der Wirt zur Tür hinaus. Die drei suchten sich im Finstern und stützten sich. Gaspare fiel und blieb allein.

Er erhob sich in der dunklen Nacht. Er tastete nach einem Halm, schwanke, setzte sich in Bewegung. Dabei stieß er gegen Jago, der ihn beschmuppert hatte. Untenwegs überkam ihn die Angst vor dem Morgen. Kello . . . die Schube . . . die Flucht . . . die Verfolgung . . . Und die drei Freunde? Die drei Freunde seines Weines hätten ihn morgen nicht einmal mehr gegrüßt.

Er erreichte sein Haus. Für die letzte Nacht. Er wollte nicht mehr fliehen, sich nicht mehr verbergen, nicht mehr leiden. „So machte es dein Vater!“

Es war sehr leicht. Er sah das von Tabak beschmutzte Taschentuch zu einer Schlinge gebunden. Unter dem Türrahmen war ein Haken, ein schwarzer Haken, der einem großen schlafenden Vogel glich.

„So machte es dein Vater . . .“ Jago, der die Abfälle durchstöberte, wandte sich bei einer unterdrückten Klage um, zog den Schwanz ein und floh. Der Mond, der aus den Wolken trat, warf Licht und Schatten auf den langen hängenden Körper. Ringsum, in der stillen Gasse, schliefen die „Gerechten“. Die kleine Kello lächelte unschuldsvoll im Traum. —

Die letzte Exekution.

Von Ercole Rivalka.

(Schluß)

Man zu vergessen, muß man trinken, und da er Geld hatte, ging Gaspare abends in die Osteria.

Auf die Ellbogen sein solliges Gesicht stützend, sah er vor seinem Glase, trank es aus und goß es wieder voll. Der Widerwille und das Mißtrauen des Wirtes waren beim Anblick einer 25-Lire-Note rasch verfliegen; Gaspare gab sie ihm, damit er sich den ersten Liter davon bezahle.

„Behaltet den Rest und bringt mir noch einen Liter. Nachher werden wir abrechnen.“

Wer fragt, durch welche Hände das Geld gegangen ist? Geschäft ist Geschäft. Der philosophisch veranlagte Wirt verschämte es nicht, sich neben Gaspare an den Tisch zu setzen und ein Gespräch mit ihm anzufangen.

„Schmeckt Euch der Wein?“ Es schien Gaspare, als hätte er ihn noch nicht gekostet; er trank einen Schluck.

„Er ist gut.“ „Und rein. Ich kenne den, der ihn keltert; ich selbst habe die Trauben am Weinstock gesehen.“

„Bringt ein Glas,“ sagte Gaspare. „Ach nein, danke.“

„Wollt Ihr Euch nicht herablassen?“ Der Wirt holte sich ein Glas, und Gaspare, dem die Hand zitterte, goß es über den Rand voll. Er war schon in dem Stadium, das dem Rausch vorangeht, das jede Bitterkeit aus der Seele nimmt und ein Bedürfnis nach Tränen, Freude und Brüderlichkeit verleiht.

„Auf Eure Gesundheit!“ „Und auf die Eurige!“ Sie stießen an und tranken. In diesem Augenblick trafen die drei unzerbrechlichen Alten ein. Sie blieben verduht auf der Schwelle stehen.

„Guten Abend,“ sagte der Wirt. „Guten Abend!“

Sie waren ein wenig ärgerlich und ein wenig beunruhigt. Der Sohn des Senkers mit dem Wirt? Der beste Freund mit dem verachtlichsten Feind? Der Alte mit der Stumpfnase und dem Pöcker, der Gelehrte, ging über das unebene Steinpflaster stolpernd, an den beiden vorbei und setzte sich ihnen gegenüber an einen Tisch; die zwei anderen folgten ihm.

„Wein!“ befahl der zweite, der Wirtige. Der Wirt fragte:

„Wieviel?“ „Einen Liter.“ Die Schwiegertöchter hatten nur einen Liter genehmigt, nur einen einzigen Liter zu dritt für den ganzen Abend.

Während der Wirt sich entfernte, sagten die drei leise: „Was für eine Gesellschaft!“ „Eine schlechte Gesellschaft!“ „Eine zu schlechte Gesellschaft!“

Dann schwiegen sie. Der Wirt brachte den Wein, setzte sich aber nicht zu ihnen; er blieb seinem Glase treu, das auf dem Tisch von Gaspare stand. Die Alten tranken schweigend, ein wenig verlegen. Gaspare sah sie mit seinen müden Augen an, die wie von Tränen leuchteten.

„Bravo, Wirt!“ rief er. „Man sieht, daß Ihr guten Wein habt, sonst würden diese Herren nicht jeden Abend kommen.“

„Zeit wievielen Jahren?“ wandte sich der Wirt an seine Gäste und lächelte geschmeichelt. Der Wirtige sah den Gelehrten an, der Asket sah den Wirtigen an und der Gelehrte den Asketen. Wer sollte antworten?

„Um . . .“ machten alle drei einstimmig. „Viele,“ sagte einer von ihnen.

Der Wirt sprach wieder mit Gaspare und die drei Alten schwiegen. Da nieste plötzlich der Asket und die anderen wünschten ihm mit sichtbarer Genugtuung Gesundheit, froh, das Schweigen unterbrechen zu können.

„Aber diese Herren haben ja keinen Wein mehr, Wirt!“ rief Gaspare aus. „Bringt ihnen doch schnell welchen!“

Rein, sie wollten keinen. Vom Sohn des Senkers? — Und doch . . . dieser ging morgen fort, niemand würde es erfahren, und sie hatten Durst, großen Durst, zu viel Durst. . . Ihr Widerstand wurde allmählich immer schwächer. Der Wirt, der Komplizen haben wollte, heilte sich, einen neuen Liter Wein zu bringen. Aber nein, sie wollten es nicht, daß der Herr für sie bezahle.

„Ach was,“ sagte Gaspare. „Wir sind alle alt und müssen uns helfen. Ist es nicht so, Wirt?“ „Oh, wir sind sehr viel älter!“ antwortete der Wirtige, um dem edelmütigen Spender zu schmeicheln.

Und sie tranken auf das Wohl des Senkerssohnes. Der liter war bald geleert, und die Gesichter der drei Freunde wurden wieder ein wenig finsterner.

„Wirt, noch mehr Wein!“ schrie Gaspare, der nun völlig betrunken war.

„Worum kommt Ihr nicht auch hierher?“ fragte der Wirt, als er den Wein brachte.

Die drei Alten sahen sich an, als wollten sie einer dem

